



ASTRID KOFLER

Von Rückkehr, Flucht UND SUCHE NACH HEIMAT

Erinnerungen an die
Nachkriegszeit

ATHESIA

ASTRID KOFLEER

Von Rückkehr, Flucht und Suche nach Heimat

Erinnerungen an die
Nachkriegszeit



ATHESIA VERLAG

6 Vorwort

- 22 Mit nichts mussten meine Eltern wieder beginnen.

Peter Prast

- 32 Die Mutti stand da, und der Vati stand da, überwältigt.
Sie sagte: „Deine Kinder habe ich zweimal geboren, diesmal
war es viel schwerer.“

Veronika Schwienbacher Kaspareth

- 44 Dann meinte er: „Aha, dann sind Sie kein richtiger
Südtiroler.“ Das habe ich mir gemerkt.

Rudi Gamper

- 62 Für die Alteingesessenen waren die Rücksiedlerhäuser
anfangs mehr als suspekt. Die Kinder wurden misstrauisch
beäugt.

Ingrid Maier Plangger

- 76 Meine Mutter, so dachte ich oft, hatte ein geteiltes Herz,
so viele Sorgen.

Margarethe Kutzler Schöpf

- 84 Wir waren die Bettler, die Dahergelaufenen.
Wir waren der Abschaum, das *Gsindl*.

Maria Aster Caumo

- 90 Erst nachträglich weiß man es oft besser.

Eleonora Caumo

- 96 Ich war ein fremdes Kind, *a fremma Gitsche*.

Stefania Trebo Costa

- 108 In Österreich waren wir Fremdkörper. Wir Südtiroler waren
Fremdkörper und blieben das die gesamte Zeit.

Edmund Dellago

- 120 Seit dem Tod meiner Eltern fühlte ich mich nur mehr
hin- und hergereicht.

Herta Daldoss Lanznaster

- 134 In der Stadt war man anonym, ich denke, das war
von Vorteil, da gab es mehrere Rücksiedler.

Marialuise Hausleithner Dragosits

- 146 Mein Großvater machte große Augen, als wir plötzlich vor ihm standen. Er hatte nicht einmal gewusst, ob wir noch lebten.
Elisabeth Machalitz
- 154 Und immer wieder sagte die Mutter: „Kinder, ich weiß nicht mehr, was ich kochen soll, ich habe nichts mehr.“
Robert Ruepp
- 166 Wie die Flüchtlinge heute, so sind wir gelegen, in großen Sälen, einer neben dem anderen, da haben wir Wochen gewartet.
Martha Pohl Kofler
- 176 Wie heilsam so ein Bad ist, merkte ich, als wir selbst auf der Flucht waren. Dass man sich nicht waschen kann – das ist so grässlich. Das kann kein Mensch nachempfinden, der das nicht miterlebt hat.
Agnes Maria Margret Menck
- 190 Ich war viel lieber draußen in Österreich als hier in Südtirol.
Anna Masnovo Gamberoni
- 196 Die Rückkehr in die Heimat wurde mir vorgegaukelt als das Allerschönste. Dem war nicht so.
Karla Gasser Obermair
- 208 Wir hatten wegen der Bomben kein Zuhause mehr. Wir waren nur mehr geduldet.
Elisabetta Mair
- 216 Früher sagte ich, meine Eltern wussten nichts. Heute weiß ich nicht, ob oder was sie wussten.
Waltraut Spitzka Kofler
- 230 Nie hat im Vorfeld eines Referats mein Telefon so oft geläutet wie damals. Das war 1974.
Brigitte Mazohl
- 240 Wir wollten uns nicht mit einer Vergangenheit beschäftigen, in der das Leben so karg war, so schlimm, so fürchterlich.
Gerda Gius

Inhalt

Vorwort

Vielleicht war es bei einer Ausstellung, dass mir diese Sätze in die Augen fielen, vielleicht las ich sie in einer Zeitung, als ich noch öfters im Kaffeehaus saß. Oder in einem Buch. Es muss noch zuzeiten gewesen sein, als es kein Handy gab, sonst hätte ich das Zitat fotografiert und womöglich vergessen. So habe ich sie abgeschrieben und die Notiz immer und immer wieder neu bei jedem der vielen Umzüge an die magnetische Pinnwand geheftet, auf der für mich Wichtiges und Wertvolles hängt: „Schon als Kinder kannten wir keine Welt ohne Krieg, die Welt des Krieges war die einzige Welt, und die Menschen des Krieges die einzigen Menschen, denen wir begegneten. Ich kenne auch heute keine andere Welt und keine anderen Menschen. Hat es sie je gegeben?“

Im Internet sind diese Zeilen nicht zu finden, ich weiß nicht, wer sie schrieb, ich weiß nicht, in welchem Land sie geschrieben wurden und wann. Heute ist wissenschaftlich erwiesen, was in den 1990er- und 2000er-Jahren intensiv erforscht wurde, dass sich seelische Narben vererben, dass Hunger, Gewalt, Flucht und Krieg Menschen nicht nur individuell traumatisieren, dass solche Erlebnisse auf unsichtbare Weise Generationen prägen und das genetische Erbe ganzer Völker beeinflussen. Dass Kinder und Enkel, die selbst nie einen Krieg erlebt haben, die Last der Erfahrungen tragen. Der Schlüssel zu diesem Wissen ist die Epigenetik. Übergewicht und Diabetes sind epigenetische Markierungen, wenn Mütter während der Hungerwinter schwanger waren. Depressionen, Alzheimer, Stress vererben sich als seelische Narben.

„Meine Mutter“, so erzählt der seit vielen Jahrzehnten in Bozen wohnhafte und im Ruhrgebiet aufgewachsene Finanzfachmann Niels Seemann, „hat sich nie Sorgen gemacht, dass wir Kinder beim Spielen auf der Straße von einem Auto angefahren würden, sie sorgte sich, dass uns ein Blindgänger in die Luft jagte, unsere Spielplätze waren Trümmergrundstücke. Das begleitet dich ein Leben lang.“

„Die Erinnerungen an die zehn Jahre, die mein Vater Erich Buratti zwischen Ende 1939 und Anfang 1950 als Optantenkind in Schwaz verbrachte, waren für ihn und über seine Erzählungen auch für uns allgegenwärtig. Die neue Heimat prägte ihn stark, die Rückkehr in das teilweise noch zerstörte Bozen der Fünfzigerjahre war schwierig. So etwas prägt auch die Kinder“, erinnert sich Sohn Christoph Buratti.

Seit jeher beschäftigen mich Option und Krieg in Südtirol. Ich war dankbar, aufgeregt und neugierig, als Programmleiterin Petra Augschöll mich mit der Bitte kontaktierte, Re-Optanten zu interviewen. Spontan bat ich um Bedenkzeit, da ich dachte, es gäbe bereits so viele ausgezeichnete Bücher zur Option; ich zweifelte, ob es noch genug Zeitzeuginnen und Zeitgenossen gäbe, die davon zu erzählen wissen; als Miterlebende erinnern können sich heute nur mehr die Kriegskinder von damals, sie sind in den Dreißigern geboren, in den Vierzigern. Die selbst im Krieg waren, an der Front, in den Lazaretten, zu Hause bei den Kindern, beim Aufräumen der Trümmer, bei der Arbeit am Hof, auf der Flucht und in Lagern, auf langen stauenden Wegen, die gibt es nicht mehr.

Nach wenigen Vorgesprächen habe ich gespürt, dass die Wunden und Narben, die die Kindergeneration damals erfuhr, heute noch schmerzen. Besonders eingepägt hat sich dieses Geduldet- und Nichtzuhausesein. Die Erfahrungen von damals lassen sie Parallelen finden zur heutigen Welt, lassen sie reflektiert zurückblicken. Ihre Erzählungen sind mitunter der unbewusste Versuch, das Erlebte der Eltern zu verarbeiten und sich davon zu emanzipieren. Vielleicht stimmt nicht alles, was sie erzählen, möglicherweise ist manches historisch unkorrekt. Jeder Mensch erinnert sich anders. Jede Erinnerung ist wertvoll.

Auch erfuhr ich, dass es über die Rückoptanten, die Rücksiedler oder Re-Optanten, wie sie bezeichnet werden, einiges und doch vergleichsweise wenig gibt. Und ich spürte das Bedürfnis, ihre Fluchtwege einzubetten in ein größeres Gehen und Kommen, in eines, das nicht ausschließt, sondern einschließt. Die Schwestern Elfi Kofler Pohl und Gerlinde Kofler Walch, deren Vater und Onkel nach



Glaube, Hoffnung verbanden Mütter, Frauen, Töchter über Grenzen hinweg. Stefania Trebos Ehemann Emil Costa hat viel fotografiert, an der Front, im Schützengraben, bei der Rückkehr. Seine Witwe hat ein Album voller Bilder. Vom Krieg erzählt hat er nichts.

Luxemburg gegangen waren, erinnern sich: „Wir waren nirgends willkommen, das ist kein gutes Gefühl.“ Ihre Cousine Reini Kofler Atz meint: „Wir waren draußen der Abschaum und nach unserer Rückkehr der Abschaum vom Abschaum. Es hat uns nicht verbittert, nur unendlich traurig gemacht.“ Die Erfahrung erschüttert fürs Leben.

Es war nicht mein Wunsch aufzuzeigen, wer es schlimmer hatte, wen es am allerschlimmsten getroffen hat. Auch anderswo mussten Menschen flüchten, auch anderswo wurden Familien getrennt – und werden es heute wie damals. Weltweit. Auch Dagebliebene und Dableiber, solche, die bei der Option 1939 sich entgegen der großen Mehrheit fürs Nicht-Gehen entschieden hatten, mussten mitunter von zu Hause fort. Weil die Mutter starb, weil der Vater starb, weil das Haus bombardiert worden war oder abgebrannt ist oder von einer Lawine verschüttet wurde. Weil es einfach nicht genug zu essen gab.

Wurde ein Geschwisterkind geboren, hieß es nachrücken am Mittagstisch, musste der oder die Älteste zum Dienst hinaus.

Nicht nur Kriegs- und Optionskinder, die „draußen“ – in Österreich, Tschechien, irgendwo im ehemaligen Deutschen Reich – aufgewachsen waren und in den Fünfzigerjahren wieder zurückkehrten, verloren ihre Freunde. Die 1929 geborene Leonore Mumelter Zingerle, die heute im Pilsenhof in Terlan lebt, spricht mit zunehmendem Alter immer öfter von ihrer einst besten Freundin; Trude Nemeth hatte mit ihrer Familie 1940 gehen müssen, weil sie aus Ungarn stammte und keinen italienischen Pass besaß. Nie mehr habe sie so eine Freundin gehabt. „Ich weiß nicht, ob sie überlebte, ob sie starb. Ich habe sie zum Zug begleitet und nie mehr wieder von ihr gehört. Ich habe sie nach Kriegsende gesucht – umsonst.“

Es gibt auch heute keine Welt ohne Krieg. Es gibt keine Welt ohne Rassismus und Ausgrenzung. Es gibt Flüchtende, Schutzfliehende, Schutzsuchende, Tragödien. Menschen auf der Suche nach Heimat. Menschen, die nicht wissen, wo sie dazugehören. Die einsam sind. Die vergessen möchten, von manchem nicht reden. Die sich denken, „Hauptsache leben“.

Im Jahr 2025 jährt sich das Ende des Zweiten Weltkriegs zum 80. Mal. Eng verknüpft mit dem Krieg ist in Südtirol die Option. 86 Jahre danach kann über sie noch immer nur behutsam gesprochen werden – auch wenn von den Eltern bestimmt wurde, da nur abstimmen durfte, wer volljährig war, und der Mann für die volljährige Frau mitentschied, wenn sie verheiratet war, und der Vater für die Familie, wenn sie Kinder hatten, und die Erziehungsberechtigten für den psychisch Kranken oder die körperlich Beeinträchtigte. 86 Jahre später fühlen sich Nachfahren unerklärlich unangenehm ertappt, als wären sie verantwortlich für die Entscheidung der Eltern oder Großeltern, vermuten hinter Fragen einen Vorwurf, obwohl keiner dahintersteckt, fühlen sich angegriffen, obwohl sie damals vielleicht noch gar nicht geboren waren. Sie tragen Ängste weiter, ohne es zu wissen. Urenkel schrecken mit „Heil-Hitler-Parolen“ auf, begeistern sich für rechtes Ideengut, als hätten sie nie von den Folgen

von Gewalt, Radikalismus und Krieg gehört, als wollten sie sich bewusst ungut ins Licht setzen, damit endlich gesehen und aufgearbeitet wird, woran ihre Urgroßväter geglaubt hatten, worüber später aus Scham nicht geredet wurde.

Im Mai 1938 fuhr Adolf Hitler mit dem Zug zu Benito Mussolini nach Rom, er fuhr durch Südtirol, begeistert hatten sich viele aus der Bevölkerung darauf vorbereitet, hatten entlang der Gleise Stellung bezogen, um ihm zuzuwinken. Nach dem Anschluss Österreichs im März desselben Jahres grenzte Südtirol direkt an Deutschland, die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit dem Rest Tirols aber erfüllte sich nicht. Hitler erklärte, „die Alpengrenze für immer als unantastbar“ betrachten zu wollen. Die Bevölkerung hatte auf eine Befreiung gehofft und sollte nun noch italienischer werden oder weggehen, sie fühlte sich betrogen, war zutiefst enttäuscht.

Hitlers Entscheidung war grundlegend für die spätere „Achse Berlin-Rom“. Nach dem Stahlpakt vom 22. Mai 1939 einigten sich die beiden Diktatoren: Südtirol störte und sollte so nicht mehr bestehen bleiben, die deutschsprachige Bevölkerung unter Beibehaltung ihres Brauchtums und ihrer Sprache für das Deutsche Reich oder unter Aufgabe der eigenen Kultur für ihren Verbleib in Italien optieren. Entweder ... oder. Der mit der Planung der Südtiroler Umsiedlung beauftragte Reichsführer SS Heinrich Himmler äußerte zunächst die Absicht, die Südtiroler in einem Gebiet anzusiedeln, aus dem zuvor die einheimische, nichtdeutsche Bevölkerung vertrieben werden sollte. Gleichzeitig wurde die Geschichte geschürt, dass die Dableiber südlich des Po oder gar nach Sizilien müssten.

Die Ende Juni 1939 bekannt gemachte Vereinbarung der faschistischen und nationalsozialistischen Machthaber stürzte die deutsch- und ladinischsprachige Bevölkerung, auch die Streusiedlerinnen und -siedler aus Lusern und dem Fersental, in Verzweiflung, entzweite Dörfer und Familien in diejenigen, die sich fürs Gehen entschlossen, und die, die zu bleiben gedachten. Und unter den „Gehern“ gab es noch die, die sagten, „ich fahre mit dem letzten Zug, ich gehe zuallerletzt“. Zu ihnen gehörten am Ende die meisten.

Heimatverräter waren sie – je nach Sicht der Dinge – alle beide, die Optanten – wie bald jene bezeichnet wurden, sie sich fürs Gehen entschieden, und die Dableiber. Die Option entpuppte sich als Auswahl zwischen zwei Übeln. Flugblätter und Schmähschriften beider Lager kursierten zu Tausenden, manche wussten bald, was sie wollten, gar einigen setzte die Entscheidung zu: An einem Abend beschlossen sie endlich das eine, um am nächsten Tag fürs andere zu optieren, einfach war es nicht. Am 21. Oktober 1939 wurde der Umsiedlungsvertrag unterzeichnet, als Frist für die Option der 31. Dezember 1939 festgelegt, als Endtermin für die Umsiedlung der 31. Dezember 1942 beschlossen.

Für die einen war es Verrat, den von den Großvätern geerbten Grund und Boden zu verlassen, für die anderen war es Verrat, nicht dem Ruf der großen Heimat, der Stimme der Nation zu folgen. Der 2019 verstorbene Südtirol-Aktivist Sepp Innerhofer erinnerte bei seinen zahlreichen Vorträgen über die Feuernacht 1961 gerne daran, wie er auf dem Schoß der Mutter am Ofen saß und sie ihm weinend immer wieder über die Haare strich: Um den Tisch herum der alte Vater und die vielen Söhne und Schwiegersöhne, die sich stritten und entzweiten, auf der Ofenbank die heulenden Töchter und Gattinnen der Söhne und die Kinder, die still sitzen mussten, stundenlang und ja kein Wort sagen durften. Da die „Geher“, dort die „Dableiber“, und das innerhalb einer Familie.

„Die Arbeit blieb liegen“, erzählte die 1919 geborene und 2015 in Terlan verstorbene Maria Christoph Höller, „die Männer saßen empört und erhitzt in den Gasthäusern und sprachen und sprachen, sechs Monate lang. Von Juli bis Dezember. Es war schrecklich, keiner war fähig, an etwas anderes zu denken, keiner war fähig, dem anderen zuzuhören und die Meinung des anderen gelten zu lassen und zu respektieren. Man konnte für Momente diese Ungeheuerlichkeit vergessen, aber immer wieder kam der Albtraum hoch und beherrschte die Gedanken.“

Der 1934 in Bozen geborene und 2012 verstorbene Schriftsteller Herbert Rosendorfer gedachte in seinem Buch „... ich geh zu Fuß



Leifers 1950, der Eingang zum Kasernenblock, in dem Rücksiedlerfamilien für Jahre eine vorläufige Bleibe fanden

nach Bozen und andere persönliche Geschichten“ seiner Mutter, die in Moritzing bei Gries aufgewachsen war und die es in Optionszeiten nach München verschlug. Im ersten kalten Kriegswinter stand sie an der Brücke, blickte auf die zugefrorene Isar und sagte: „Nein, nein, das ist nichts für mich.“ Mit 50 ist sie an Leukämie verstorben, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, nach Südtirol zurückzukehren: Sie war aufgrund ihrer Sehnsucht erkrankt, dessen war sich der Autor sicher, an ihrer statt ist er, nach seiner Pensionierung als Richter, zurückgekehrt, es war ihm ein Heimkommen, obwohl er bereits als Fünfjähriger fortgegangen und 60 Jahre in Deutschland gelebt hatte.

Damals wurden andere Zahlen genannt, heute sprechen Historiker von 85 oder 86 Prozent der etwa 230.000 zur Wahl Aufgerufenen, die für das Deutsche Reich stimmten. Ein Drittel davon, rund 75.000 Personen, wanderte bis 1943 tatsächlich aus. Von Jahr zu Jahr waren es



1952, nach der Rückkehr, Mittagessen zu Hause in der Kaserne:
feierlich gekleidet anlässlich des Besuches des Landeshauptmannes

weniger geworden, war der Euphorie die Ernüchterung gefolgt, die Männer wurden eingezogen, statt der versprochenen Bauernhöfe gab es Ablehnung und Neid, das Gerücht von Sizilien verstummte. Als Italien kapitulierte, Südtirol von der deutschen Wehrmacht besetzt und zur Operationszone Alpenvorland wurde, ging niemand mehr.

Als der Krieg beendet war, blieb Südtirol bei Italien, nach 1945 kehrten von denen, die wirklich gegangen waren, etwa 20.000 zurück, sie gingen schwarz über die „grüne“ Grenze, kamen großteils später offiziell mit dem wiedererlangten italienischen Pass. 55.000 Umsiedler blieben „draußen“. War die Staatszugehörigkeit der während des Krieges abgewanderten Optanten eindeutig – sie waren Deutsche –, so waren die etwa 130.000, die bei der Option für das Deutsche Reich gestimmt, aber Südtirol nicht verlassen hatten, staatenlose „displaced persons“, sie hatten keine italienische Staatsbürgerschaft mehr,

„Die Mutti stand da, und der Vati stand da, überwältigt. Sie sagte: ‚Deine Kinder habe ich zweimal geboren, diesmal war es viel schwerer.‘“

Veronika Schwienbacher Kaspareth

Als Fünffährige kam Veronika Schwienbacher Kaspareth 1946, nach einer dreimonatigen Flucht durch Deutschland, mit ihrer Mutter und der um drei Jahre älteren Schwester Heidi nach Südtirol. Die Mutter hatte 1937 den Südtiroler Hans Schwienbacher geheiratet; sie stammte aus Leipzig, dort hatte die Familie auch gewohnt.

Auf der Flucht in die Heimat des Vaters hat Veronika Schwienbacher vieles erlebt. Festgesetzt hat sich die Erkenntnis, wie eng Menschlichkeit und Grauen beieinanderliegen. Sie flüchteten vor den Russen, die im kollektiven Gedächtnis mit Mord und Vergewaltigung, Misshandlung, Raub und Plünderung in Verbindung stehen. Andererseits rettete ihr ein Rotarmist womöglich das Leben: Er erbarmte sich ihrer und ihrer Schwester Heidi, ermöglichte der Mutter das Einsteigen in den überfüllten Zug.

Flucht

Aufgezeichnet am 31. März 2025, Bozen

► Wir haben in Leipzig gewohnt und auch die Kriegsjahre dort verbracht. Mein Vater stammte aus Lana, sein Großvater war dort Gemeindearzt. Meine Mutter war Deutsche, kam aus Leipzig. Sie hieß Lisa Stentzler.

Die Familie meines Großvaters Stentzler stammt aus Ostpreußen, aus Masuren, das heute zu Polen gehört. Mein Urgroßvater hatte 24 Kinder aus drei Ehen. Aus der dritten stammen mein Großvater Leopold Stentzler, mein Großonkel Alfred und Großtante Klärchen. Sie zogen nach Leipzig, wo die Geschwister ein Architekturbüro betrieben und zu Wohlstand kamen. Wenn man in alten Grundbüchern recherchiert, liest man immer wieder den Namen Stentzler. Die DDR hat eine Briefmarke zu Ehren meines Großvaters herausgegeben, auch gibt es eine nach ihm benannte Stentzlerstraße. Er hat auch schöne Messehäuser gebaut. So war der Messepalast „Großer Reiter“ von ihm, da – und im Stentzlerhof – fand die Leipziger Buchmesse statt. 845 Aussteller haben wir in unserem Haus gehabt. Der „Große Reiter“ wurde von den Bomben zerstört und brannte ab. Auch der Dresdner Hof wurde von ihm und seinem Bruder Alfred entworfen. Das Geschäftshaus Stentzlerhof – da war mein Großvater Bauherr und Architekt zugleich – haben nach der Wende Ver-

wandte saniert und anschließend verkauft.

Leipzig liegt im Bundesland Sachsen, das nach dem Potsdamer Abkommen von 1945 mit Thüringen und Anhalt zur sowjetischen Besatzungszone kam. Den Russen eilte ein schlechter Ruf voraus. „Die Russen kommen“ wurde zum Schreckensruf. Gleich nach Ende des Krieges begannen die Menschen, aus dem Osten in den Westen zu flüchten, viele hatten auch durch die Bombardierungen alles verloren.

Mein Vater Hans Schwenbacher ist nach seinem Kriegseinsatz nicht mehr nach Leipzig zurückgekehrt. Er hat sich in Südtirol nach einer beruflichen Herausforderung umgesehen und mit seiner Schwester Anni das Geschäft Thaler unter den Bozner Lauben übernommen. 1763 war es als Kolonialladen gegründet worden, und es trägt immer noch den Namen des ersten Besitzers. Die Firma Thaler war ursprünglich eine Medizinal-Drogerie. Mein Vater bereitete viele Rezepturen zu, er hatte jahrelang ein eigenes Mundwasser im Sortiment und auch eine Möbelpolitur, die großen Absatz fand. Meine Mutter lieferte später Waren aus, sie hatte als junge Frau das Autofahren gelernt, mit dem Transportauto unterwegs zu sein, war für sie kein Problem.

Meine Eltern haben sich in Meran kennengelernt. Meine Mutter war

bereits Witwe. Sie war mit dem Künstler, Arzt und Schriftsteller Erich Kalischer-Weber verheiratet gewesen, er war Sohn eines Konsuls. Er hat wunderschöne Gedichte geschrieben, ich habe sie aufgehoben. Wie so viele damals hatte er Tuberkulose. Sie waren gemeinsam in Arosa und Riva auf Kur, er aber verstarb an seiner Krankheit. Auch ihr gemeinsamer Sohn war mit dieser Krankheit infiziert, überwand sie aber. Er musste mit 16 einrücken, mit 21 heiratete er und blieb in Düsseldorf.

Als junge Witwe lebte sie in Garmisch, weil ihr Sohn dort in der Nähe die Schule besuchte. Im Wiener Rothschild-Spital, dem Spital der israelitischen Kultusgemeinde, ließ sie sich zur Operationsschwester ausbilden, es war damals eines der modernsten Krankenhäuser der Stadt. Als ich mir als 14-Jährige beim Skifahren auf der Seiser Alm den Fuß brach, durfte meine Mutter bei der Operation im Bozner Spital assistieren. Der mich behandelnde Arzt hieß Dr. Polacco, auch er hatte im Rothschild-Spital gelernt.

Mitte der 1930er-Jahre begleitete meine Mutter ein Freundespaar auf Hochzeitsreise. Sie hatte ein Auto und konnte gut fahren. Auf dem Rückweg logierten die drei in Meran. Sie befanden sich in einem schönen Gasthaus, als sich die Tür öffnete und zwei



Mit der Mutter Lisa Stentzler

schneidige Offiziere den Raum betraten. Einer fiel meiner Mutti gleich ins Auge. Ein Blick genügte, und sie waren beide verliebt. Er wurde mein Vater. Sie war Jahrgang 1902. Er war 1910 geboren. 1937 haben sie in München geheiratet.

Mein Vater hatte in Bologna Wirtschaft studiert und war als Mitarbeiter einer Südtiroler Weinhandels- und Obstexportfirma oft in München beschäftigt. Zuerst war er italienischer Offizier, später deutscher Offizier, weil

er nach der Heirat mit meiner Mutti als Verwalter ihrer Güter nach Leipzig zog. Er hat von 1941 bis 1943 den Krieg in der Panzerdivision von Generalfeldmarschall Rommel in Afrika mitgemacht. Er war Adjutant des Generals Ernst-Günther Baade und kam nach einer Verwundung nach Italien, wo ihn Mutti im Lazarett besuchte. Als deutscher Offizier hat er sich gegenüber italienischen Zivilisten stets fair verhalten. Ich habe eine Menge Briefe, in denen Menschen sich bei ihm für seine moralische Integrität bedanken. Mein Vater hatte ja in Italien studiert und aus jener Zeit viele Freunde. Wohl auch deshalb hat er relativ schnell seine italienische Staatsbürgerschaft zurückerhalten. Viel später, am 2. Juni 1975, bekam er vom italienischen Staat den Dienstorden des *Commendatore*. 1938 kam Heidi auf die Welt, dann kam der Krieg, und er wurde eingezogen. Ich wurde 1941 geboren, ich bin ein Kriegskind.

Wir haben an der Märchenwiese sehr hübsch im Heinzelmannweg gewohnt. Von der Märchenwiese zweigten viele kleine Wohnstraßen mit ähnlichen Namen ab, es gab den Sandmännchen-, den Rübezahl-, den Rapunzelweg. Das Haus haben meine Eltern gekauft, nachdem sie geheiratet hatten. Unser Haus hatte einen Garten und ein Schwimmbad, da lag dann auch ein Blindgänger

im Garten, eine Bombe, die zum Glück nicht explodiert war. Wenn Bombenalarm herrschte, brachte uns die Mutter sofort in den Keller. Den hatte der Vater vorsorglich gebaut, auch wenn alle davon überzeugt waren, den Krieg zu gewinnen. Im Haus neben uns hat es gebrannt, da ist eine Bombe explodiert. Als Dresden so furchtbar bombardiert wurde, sah man den Himmel von Leipzig aus rot, das vergaß meine Mutter nie. Auch das Krankenhaus, in dem ich zur Welt gekommen war, wurde in Schutt und Asche gelegt, zwei Wochen nach meiner Geburt, so pflegte meine Mutter zu erzählen.

Als in Leipzig immer öfter die Sirenen ertönten und Bombardierungen drohten, packte uns unsere Mutter aufs Fahrrad und fuhr mit uns aufs Land, ein Kind hatte sie vorne aufs Rad gepackt, eines hinter sich. Auch das Dienst- und das Kindermädchen sind mitgekommen. Wir hatten ein Sommerfrischhaus in Pressel, das liegt ungefähr 50 Kilometer von Leipzig entfernt, die Ortschaft gehört heute zum Naturpark Dübener Heide. Wir fuhren mit dem Rad, außer Fahrräder gab es ja nichts mehr. Und als die Russen kamen, sind wir wieder zurück in die Stadt, am Lande waren die Frauen schutzlos ausgeliefert. Das Dienstmädchen meiner Mutter und eine Tante wurden vergewaltigt.

Als mein Vater und meine Großmutter väterlicherseits zu drängen begannen, dass wir endlich nach Bozen kommen sollen, entschied meine Mutter, Leipzig zu verlassen. Das war 1946. Die Situation mit der russischen Besatzungsmacht war nicht verlockend, auch wenn damals die Teilung Deutschlands in West- und Ostdeutschland, also BRD und DDR, noch nicht im Raum stand.

Es war sehr traurig: Wie die Stadt zerstört war, wie die Menschen Not litten. Wäre sie nicht gegangen, wären wir eingesperrt gewesen. Wir wären aus der Gegend nicht mehr herausgekommen.

Ich kann mich erinnern, wie die Menschen vor den Russen flohen, ich habe die Bilder vor Augen: Sie kamen auf ihren Trecks in Massen aus dem Osten und die Russen hinterher, und während die Menschenmassen zu Fuß oder hie und da mit einem Pferdegespann nur wenige Kilometer schafften, flogen die Russen mit ihren Tieffliegern über sie drüber, schossen auf die Flüchtenden und ließen Bomben fallen.

Da sind Kolonnen von Menschen – Millionen Menschen – aus dem Osten Richtung Deutschland geflüchtet, und die Russen verfolgten sie. Da waren die Straßen völlig verstopft. Menschen sind aufgrund von Erschöpfung und Krankheit im Straßengraben liegen

geblieben. Ich sehe noch ein Pferd blutend am Waldesrand.

Meine Mutter hat einem kleinen Jungen Geld gegeben. „Wo willst du denn hin?“, fragte sie ihn, der einen kleinen Wagen vor sich herschob. „Ich weiß es nicht, ich habe niemanden mehr“, sagte er.

Und so ist Mutti 1946 mit uns nach Bozen aufgebrochen. Meine Mutter hat einen großen Rucksack gepackt, hat Speck und Zigaretten reingetan – für den Vater –, hat uns an die Hand genommen, das Haus zugesperrt, und wir sind aufgebrochen. Drei Monate war sie mit uns auf dem Weg.

Zuerst sind wir nach Berlin. Da stand ein Viehwaggon, der schon voller Menschen war. Heidi und ich waren schon im Zug drinnen, und Mutti durfte nicht mehr einsteigen, weil er so voll war. Und wir haben gebrüllt: „Mutti, Mutti, komm!“ Der Schaffner gab den Wink zum Start und meine Mutter schrie, weil sie immer noch draußen stand und nicht zu uns durfte, und da kam ein Russe, der hob sie mit beiden Händen auf, schmiss sie in den Waggon und sagte: „Du Frau, du Kinder.“ Sonst wären wir, wer weiß wo, gelandet. Der Russe hat uns gerettet.

Zwischendurch sind wir auch immer wieder weite Strecken zu Fuß gegangen, das muss man sich so vorstellen wie auf den Bildern: Menschenmassen, die zu

„Meine Mutter, so dachte ich oft,
hatte ein geteiltes Herz, so viele
Sorgen.“

Margarethe Kutzler Schöpf

Margarethe Kutzler Schöpf wurde im Oktober 1929 geboren. Sie ist 2011 verstorben. Als das bisher unveröffentlichte Interview im Jahr 2005 aufgezeichnet wurde, lebte sie im inzwischen nicht mehr bestehenden Vinzenzheim in der Carduccistraße in Bozen, sie war pflegebedürftig, ihre Halbschwester Maria Aster Caumo war zu Besuch. 60 Jahre waren damals seit Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen, die zwei Frauen erzählten lebhaft. Die jeweils vier Monate dauernde Flucht zurück nach Südtirol, im Frühjahr und Sommer 1945, hat ihr Leben geprägt.

Kurz vor Weihnachten 1940 waren sie ausgewandert, die Mutter, der Vater, die vier Kinder – die jüngste Tochter war sieben Monate alt. Über Innsbruck kamen sie nach Mährisch-Kromau in der damaligen Tschechoslowakei. 1945 war Luis Aster im Krieg, Mitzi Kutzler Aster musste mit den vier Kindern flüchten. Die Familie wurde geteilt. Margarethe Kutzler war vier Monate lang zu Fuß mit ihrem Halbbruder Luis von der Tschechei, wie Tschechien damals genannt wurde, bis Südtirol unterwegs. Sie war noch nicht 16, er war acht.

Flucht

► 1940 sind wir ausgewandert, meine Mutter, mein Ziehvater, ich, meine Schwester Maria, sie ist 1935 geboren, unser Bruder Luis, er ist 1937 geboren, und die Jüngste, Rosi, sie ist im April 1940 geboren. Ich war die Älteste. Ich hieß Kutzler wie meine Mutter, meine Mutter Mitzi Kutzler hatte mich in die Ehe mitgebracht. Meine Geschwister hießen Aster wie ihr Vater. Er war auch zu mir gut.

Mein Ziehvater war ein Rittner. Wir hatten einen kleinen Bauernhof in Signat, wir hatten eine Kuh und eine Geiß. Wir sind über die Runden gekommen. In Signat bin ich auch zur Schule gegangen. Mein Ziehvater wollte auf keinen Fall den Hof verlassen. Bei uns war es so, dass die Mutter gehen wollte. Mein Ziehvater war der Älteste unter seinen Geschwistern und so gesehen der Erbe des Hofes, der damals aber noch meiner Großmutter väterlicherseits gehörte.

Man hat uns erzählt, dass es uns draußen, im Deutschen Reich, viel besser gehen würde. Deswegen sind wir hinaus. Das Häuschen, in dem wir gewohnt hatten, übernahm ein Bruder meines Vaters.

Wir kamen nach Innsbruck und von dort nach Mährisch-Kromau in die Tschechei. Aus dem Bauernhof

wurde nichts, wir bekamen eine Wohnung und Lebensmittelkarten, die hätten wir in Südtirol vielleicht auch bekommen. Die Nachbarin war nett, sie half uns. Meine Mutter war beliebt, sie konnte gut kochen. Mein Ziehvater wurde gleich einberufen, er kam zur Flugleitung nach Brünn. In den fünf Jahren, die wir dort waren, hat er uns nur einmal besucht. Und einmal haben wir ihn in Brünn besucht. Da durfte ich zu ihm in den Flieger, das werde ich nie vergessen. Ansonsten waren wir allein mit unserer Mutter. Fünf Jahre waren wir dort. Als die Russen kamen, mussten wir flüchten. Das war ein Signal für uns, wenn es hieß, „Die Russen kommen“, da ist auf und davon, wer konnte.

Wir sind auf einem Lastenwagen mit deutschen Soldaten geflüchtet, die haben sich von der Kampflinie zurückgezogen und uns mitgenommen. Wir haben alle Möbel und all den Hausrat zurückgelassen, nur ein wenig Gewand haben wir eingepackt. Irgendwann fuhr der Wagen, auf dem wir saßen, nicht mehr, meine Mutter

Wieder vereint: Familie Aster nach der Flucht zurück, 1945, noch ohne den Vater, er kam erst zu Weihnachten.

musste mit den zwei Schwestern auf ein anderes Gefährt umsteigen, ich musste mit dem Bruder und dem Gepäck warten, bis der Schaden behoben war. Meine Mutter schrie. Die Soldaten sagten ihr, wir würden gleich nachkommen. Als dann der Wagen, auf dem wir saßen, repariert war, fuhr er weiter, aber in die entgegengesetzte Richtung, er fuhr zu einem Wald. Dann stoppte er, wir bekamen etwas Kaltes zu essen, und dann sagten die Männer zu uns, wir sollten uns jetzt beeilen und gehen. Wenn uns die Russen fassen würden, dann wäre es schlimm um uns bestellt. Sie fragten noch, ob wir im Gepäck ein Gewand von unserem Vater hätten, ein Männergewand für sie zum Anziehen. Und dann waren wir allein, und es wurde dunkel.

Ich sagte zu meinem Bruder: „Komm, jetzt gehen wir die Mama suchen.“ Wir gingen und gingen, wir waren unglaublich müde, irgendwann war mitten in der Nacht. Wir kamen zu einer Wiese mit einem schönen Haus, da waren amerikanische Soldaten drinnen, die waren nett. Wir erzählten, dass wir die Mama verloren hätten, vom Papa wussten wir nichts. Sie behielten uns eine Woche lang bei sich, wir bekamen zu essen und durften dort schlafen. Und nachdem wir uns ausgeruht hatten, brachen wir auf, wieder die Mama

suchen. Sie haben uns Kekse gegeben, Dosen und Saft.

Wieder gingen und gingen wir und fragten, ob es in der Nähe vielleicht ein Lager mit Flüchtlingen gäbe. Wir zogen von einem Ort zum anderen, kamen schließlich zu einem Bauern, bei dem wir wieder ausschlafen durften. Wir sind ja vor allem in der Nacht gegangen, untertags haben wir uns versteckt. Zum Glück war Sommer, sonst wären wir erfroren, nachts war es oft kalt. Wir haben eng umschlungen geschlafen, um uns zu wärmen. Wenn es regnete, waren wir aufgeweicht und nass bis auf die Knochen und zitterten. Wir waren müde vom Herumlaufen und schliefen deshalb immer tief vor lauter Erschöpfung. Wir fragten uns durch, um die richtige Richtung einzuschlagen.

Irgendwann hat der Bub nicht mehr gehen können. Bauern gaben uns einen kleinen Wagen, mit dem konnte ich ihn schieben und ziehen, der hielt ein paar Tage, dann brach der Wagen, und Luis musste wieder gehen. Wir kamen schließlich zu einem großen Bauernhof, und ich sagte zu meinem Bruder: „Der ist groß, da können wir uns ausruhen.“ Da hörten wir plötzlich singen und schreien, dann kam ein Russe heraus, und ich rannte so schnell fort, dass der Bub nicht mehr nachkam. Ich sagte zu ihm: „Ich kann auch nicht mehr und

muss trotzdem weiter und kann nicht einfach stehen bleiben und weinen.“ Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben und gesagt, er solle sich nicht so blöd anstellen und weiterlaufen, er dürfe sich nicht erwischen lassen von diesen Leuten. Ich war verzweifelt, ich wusste nicht mehr weiter, sonst hätte ich ihn nicht geschlagen.

Einmal haben wir uns in einem Stadel versteckt, das haben sie wohl bemerkt, sie haben zu schießen begonnen. Wir hielten die Augen geschlossen, sie entfernten sich wieder, und uns gelang die Flucht. Wir gingen und gingen den ganzen Weg, ohne eigentlich zu wissen, wohin, von der Tschechei bis Rosenheim. Und von dort weiter nach Innsbruck, da bin ich in ein Büro und habe gesagt, dass wir nach Hause möchten, nach Südtirol. Sie schickten uns zum Konsulat, aber die wussten auch nicht, was tun, Papiere bekamen wir keine. Wir sind zum Bahnhof, aber nirgends konnten sie uns weiterhelfen. In einem Viehwaggon haben wir uns dann versteckt und gewartet, und tatsächlich – irgendwann ist der Zug gestartet und hat uns über den Brenner nach Südtirol gebracht.

Wir schauten aus den Schlitzfenstern im Waggon hinaus, und als ich den Bozener Bahnhof erkannte und das Schild *Bolzano* sah, da wusste ich, jetzt waren wir daheim. Wir stiegen schnell aus

dem Zug und rannten bis nach Rentsch und von dort hoch nach Signat. Ich habe mich noch an den Weg erinnert. Ich war ja schon ein recht großes Mädchen gewesen, als wir weg sind von hier. Bozen ist kaputt gewesen, von den Bomben zerschlagen. Aber Rentsch erschien mir wie immer.

Ich wusste, dass in Signat unsere Verwandten waren, die Straßen waren voller Militär, ich weiß nicht, ob das Italiener waren oder Amerikaner oder Deutsche, ich weiß das alles nicht mehr, nur, dass uns jemand auf dem Weg sagte, die Mama sei vor wenigen Tagen zurückgekehrt, sie sei schon da mit den zwei Schwestern, sie sei schon zurückgekehrt. Sie war derweil bei Verwandten unseres Vaters. Uns nahm eine Tante auf, eine Schwester unserer Mama, und später wohnten wir in einer alten Mühle in Unterinn, aber da war ich bereits erwachsen und ging zur Arbeit nach Bozen.

Vier Monate waren wir zu Fuß unterwegs, mein Bruder Luis und ich. Wir hatten nichts mehr an Gepäck, alles, was wir besaßen, trugen wir am Leib, wir waren dreckig, wir hatten uns seit ewigen Zeiten nicht mehr gewaschen, wir hatten Läuse. Wenn ich den Bub nicht gehabt hätte und die Verantwortung, ihn gut nach Hause zu bringen, ich glaube, ich wäre unterwegs irgendwo als Magd bei einem

„Wie die Flüchtlinge heute, so sind wir gelegen, in großen Sälen, einer neben dem anderen, da haben wir Wochen gewartet.“

Martha Pohl Kofler

Im April 1938 wurde Martha Pohl Kofler in Tarsch im Vinschgau geboren. 1940 kam sie im Zuge der Option mit ihren Eltern zunächst ins Salzburger Land, kurze Zeit später mit dem Großvater, der Mutter und den zwei Geschwistern nach Mährisch-Ostrau, heute Ostrava in Tschechien. Der Großvater ging aus Heimweh bald zurück, die Mutter blieb mit den drei Kindern allein. Sie flüchtete noch vor Kriegsende, da die russische Armee immer näher kam. Drei Monate benötigten sie, um zurückzukehren und in Südtirol mit nichts wieder anzufangen. Niemals wird sie vergessen, wie ihre Familie bei der Ankunft in der Tschechoslowakei beschimpft und angespuckt wurde. Es war eine schwierige Zeit. Auch das Zurückkommen war nicht einfach. Diese Erfahrungen haben sie geprägt, sie gelehrt, still zu sein, wenn es der Moment gebot, und dennoch bewusst ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

Aufgezeichnet am 28. Februar 2025,
Tarsch

► Meine Eltern hatten ein kleines Haus und einige kleine Äcker. Das war wenig, aber nicht nichts. Und doch sind sie gegangen. Daran war schon auch die Propaganda schuld. Ihnen ist allerhand versprochen worden, das ist dann doch auch logisch, dass man geht. Die großen Bauern haben auch optiert, sind aber dageblieben. Und andere hatten das Glück oder die Einsehung, noch abzuwarten, auch wenn sie wenig besaßen. Wir sind halt schnell ausgewandert. Mein *Tata*, mein Vater, war vom Charakter her ein bisschen ein Unternehmertyp und versuchte es deswegen. Im Vinschgau gab es aufgrund der Realteilung viele arme Leute, da wurden ja die Höfe zu möglichst gleichen Teilen unter den Erben aufgeteilt, bis kaum mehr jemand davon leben konnte. Und so war es auch in seiner Familie.

Mein Geburtshaus liegt schräg gegenüber von meinem jetzigen Wohnhaus. Mein Vater hat unser Haus glücklicherweise nur verpachtet, als wir gegangen sind. Andererseits war das ein Problem, als wir wieder zurückkehrten, da die Mieter natürlich nicht von einem Tag auf den anderen ausziehen konnten. Sie mussten erst eine Wohnung suchen, und wir mussten warten. Wir

haben derweil bei einer Tante Unterkunft gefunden.

Väterlicherseits sind fast alle Geschwister ausgewandert, von insgesamt zehn Kindern sind sieben gegangen. Der Älteste war ein fanatischer Dableiber, das führte zu einem Zerwürfnis innerhalb der Familie, das war schon traurig. Und hat sicher alle belastet. Der Älteste hat darum gekämpft, dass die Jüngeren dableiben, aber die meisten sind gegangen. In teils ganz unterschiedliche Richtungen, das muss man sich einmal vorstellen, wenn da sieben Geschwister gehen. Nach dem Krieg haben sie sich versöhnt, zum Glück. Die Versprechungen der Nationalsozialisten waren einfach zu verlockend gewesen.

Wir sind Anfang 1940 ausgewandert. Mein Bruder ist 1939 geboren. Er war ein Baby, als wir gingen. Meine spätere Schwiegermutter hat damals das Kind hinunter zum Bahnhof getragen. In so einem kleinen Dorf kannten sich alle. Meine Schwester Frieda war sechs Jahre alt und ich war zwei, getauft war ich auf den Namen Martina. Wir sind kurz in Innsbruck gewesen, dann sind wir nach Hallein gekommen. Wie ich später erfuhr, waren wir in einem Kloster untergebracht, auch der Bruder meines Vaters ging mit uns. Der ist in Hallein Fachlehrer geworden, er ist im Gegensatz zu den anderen Geschwistern nicht mehr zurückgekehrt.

Mein Vater begann eine Ausbildung in der Holzfachschule in Hallein, bald aber musste er einrücken, und so blieben wir allein zurück, die Mutter mit uns drei Kindern. Vielen jungen Familien erging es so, dass die Frauen plötzlich allein mit den Kleinen dastanden. Und da sie nun eben allein war, überredete der Großvater väterlicherseits meine Mutter, also seine Schwiegertochter, mit ihm in die Tschechei zu gehen. Dort hatte man ihm einen großen Hof versprochen, sie kamen ja alle von der Landwirtschaft und waren von der Aussicht, einen schönen Hof bewirtschaften zu können, begeistert. Die Schwiegermutter gab es damals nicht mehr, sie war verstorben.

Also gingen wir in die Tschechei und bekamen da tatsächlich einen großen Hof. Wir waren der Bevölkerung natürlich durch und durch unerwünscht. Ich kann das auch verstehen: Die Hofbesitzer mussten weg, um uns Platz zu machen. Einfach war es nicht, für sie nicht, für uns nicht. Es hatten Tschechen dort gelebt, aber die Deutschen nahmen ihnen kurzerhand die Höfe, um Südtiroler anzusiedeln. Wir waren nicht die einzigen Südtiroler dort. Es sind viele Familien nach Mährisch-Ostrau gekommen, und entsprechend viele Tschechen mussten gehen. Nicht weit weg von uns, in Königsberg, lebte eine uns bekannte Familie aus Latsch.

Auch die Schwester meines Vaters siedelte ganz in der Nähe. Und die Tschechen mussten zusehen, wie nun andere ihre Höfe bewirtschafteten, und ihrerseits in kleinen Wohnungen leben, oder wo auch immer sie untergebracht wurden. Wie wenn Italiener nach Südtirol gekommen und auf hiesige Höfe verteilt worden wären, das muss man sich einmal vorstellen.

Auf dem Hof, auf den wir kamen, gab es jede Menge Diensthofen und auch einen Verwalter, der das Sagen hatte. Viel Vieh war dort, Rösser waren dort, Enten, Gänse. Alles hatten die, da waren wir im Vergleich bitterarm gewesen. Da haben wir nun gedacht, ein neues Leben zu beginnen. Die Mama hat für alle Diensthofen gekocht und das Essen komplett umgestellt, dort hat sie anders kochen müssen, vor allem Erdäpfel hat es dort gegeben. Ich denke heute noch oft daran, was meine Mama alles geschafft und durchgemacht hat. Und der Großvater hat Heimweh bekommen und ist bald einmal wieder nach Südtirol zurückgekehrt. Und dann war die Mama mit uns drei Kindern allein dort. Die Schwester lebte sich schnell ein und fand in kürzester Zeit Freundinnen und Freunde, ihr gefiel es gut. Ich war jünger. Ich bin erst im letzten Jahr, das wir dort verbracht haben, eingeschult worden und habe eine deutschsprachige Schule besucht.

Dann hieß es plötzlich, dass die Russen nur noch 30 Kilometer von uns entfernt seien und wir schleunigst schauen sollten, von dort wegzukommen. Einen Zug zu bekommen, war schwierig, nahezu unmöglich. Meine Mutter hatte in weiser Voraussicht im Stadel einen Wagen mit *stuppenen* Leintüchern als Dach vorbereitet, also einem Leinentuch, das sie selbst hergestellt hatte, und damit sind wir nach Königsberg, um Fahrkarten zu erbetteln. Sie hat einen Speck mitgenommen, und wir haben endlich einen Zug bekommen. Und so begann die Fahrt zurück. Das war noch vor Kriegsende, 1945. Jahrelang hatte meine Mutter tapfer versucht, eine neue Heimat aufzubauen, für nichts und wieder nichts hat sie gearbeitet, um alles liegen zu lassen und zurückzuffliegen. Mitgenommen hat sie nur das Notwendigste.

Wir sind schon gerne zurückgegangen. Nachträglich gesehen sowieso. Denen, die dortgeblieben sind, die es nicht geschafft haben, einen Zug zu ergattern, bevor die Russen gekommen sind, ist es schlecht ergangen. Vor allem den Frauen erging es schlecht. Später sind auch sie zurück. Die Südtiroler Umsiedler, die in die Tschechei gekommen waren, sind alle zurück. Andere, die nach Österreich oder Deutschland gegangen waren, sind mitunter auch geblieben.

Drei Monate waren wir unterwegs, bis wir endlich zu Hause waren. Die Reise führte über Wien, wo wir tagelang im Zug eingesperrt am Bahnhof warten mussten. Dann ging es weiter. Dann wurden Bahnhöfe bombardiert, dann stand der Zug tagelang irgendwo in der Landschaft, dann wurden wir in ein Lager gebracht, wo wir warten mussten, dann mussten wir wieder zu Fuß gehen, dann warteten wir mit unzähligen anderen in einem großen Lagerhaus. Wie die Flüchtlinge heute, so sind wir gelegen, in großen Sälen, einer neben dem anderen, da haben wir Wochen gewartet. Und haben gegessen, was wir bekommen haben. Meine Schwester ist manchmal raus und hat gleich Kontakte geschlossen und hie und da etwas Besseres mitgebracht und mit uns geteilt. Wir waren Flüchtlinge, so wie es heute weltweit Flüchtlinge gibt, in Riesenlagern bei einander.

Meine Mama hat nie davon erzählt. Auch später haben wir nicht andere Rückkehrer getroffen, um darüber zu reden. Ich denke, das wollte jeder verdrängen. Wenn mir etwas in den Kopf kam und ich sie fragte, dann sagte sie immer nur: „Na, dass du das noch weißt.“ Aber geantwortet hat sie nicht, wenn ich ihr eine Frage gestellt habe. Sie hat nie etwas gesagt, sie hat alles runtergeschluckt. Ich weiß nicht, ob



© Günther Skuk

Astrid Kofler, Mag. phil., geboren 1965 in Bozen, Journalistin, Filmemacherin und Autorin. Studium der Theaterwissenschaft und Germanistik in Wien, Journalistenausbildung in München, Berlin und London. Freischaffend tätig, mit Sachbüchern und Romanen sowie mit Porträts, Film-Dokumentationen und Magazinsendungen für das Fernsehen. Ausgezeichnet u. a. mit dem Premio Farfalla/Bergfilmfestival Trient, dem Förderpreis „Walther von der Vogelweide“ 2011, dem Stipendium des Landes Tirol im Künstlerhaus Paliano bei Rom. Forum-Theater und Clown-Ausbildung. Ehrenamtliche der Caritas-Hospizbewegung. Mutter von drei erwachsenen Kindern.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

Danke: Sibylle Bauer Kreithner, Edith Comploj, Verena Crazzolara, Alexander van Dülmen,
Johannes Fragner Unterpertinger, Renate Gamberoni, Ilona Hofer, Armin Kobler, Uli Kohl, Andrea
Kofler, Ulli Kofler, Alexander Kratzer, Sepp Kusstatscher, Evi Lanznaster, Gernot Mussner, Walter
Niederstätter, Vicky Rabensteiner, Nadja Röggl, Hermann Rogger, Ulrike Sailer, Magdalena
Dietl Sapelza, Martin Trafojer, Angelika Trebo, Renate Trebo Leidhold, Karin Welponer

1. Auflage 2025

© Athesia Buch GmbH, Bozen

Weinbergweg 7

I-39100 Bozen

buchverlag@athesia.it

Bildnachweis: Astrid Kofler: S. 22, 32, 44, 62, 90, 96, 108, 120, 134, 146, 154, 166, 176, 190, 196, 208, 216, 230,
240; Privataarchiv Rudi Gamper: S. 12/13; Privataarchiv Stefania Trebo Costa: S. 8, 21; Postkarten S. 151, 153:
Urheber nicht ermittelbar. Die übrigen Bilder und Dokumente stammen aus den jeweiligen Privataarchiven.
Autorin und Verlag bedanken sich für die freundliche Bereitstellung.

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Bildbearbeitung: Typoplus, Frangart

Druck: GZH, Zagreb

Papier: Innenteil Munkun Kristall Rough, Vorsatz Surbalin glatt, Umschlag Fedrigoni Imitlin Flat neue

Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

ISBN 978-88-6839-891-0

ISBN 978-88-6839-892-7 (e-Book)

Bildbeschreibung Umschlag

Umsiedler mit Umzugsgut,

Brixen, 1. November 1939

© Südtiroler Landesarchiv,

Bildarchiv/Sammlung Oberkofler Franz,

OBERFRA0000026FSP105



Dieses Buch wurde
der Umwelt zuliebe
nicht mit einer Schutzfolie
eingeschweißt.

Rückkehr Flucht

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren viele Menschen in Europa auf dem Weg. Auch Menschen aus Südtirol, die das Hitler-Mussolini-Abkommen – die Option – in die Fremde getrieben hatte. Nach Kriegsende brachen viele von ihnen erneut auf, um ihre Heimat wiederzufinden. Doch auch diejenigen, die nicht Ende der Dreißiger- oder Anfang der Vierzigerjahre ausgewandert waren, hatten durch Bombenschäden, Armut oder Tod der Eltern oft kein Zuhause mehr.

Astrid Kofler gibt diesen Menschen eine Stimme: authentisch, schlicht, berührend. Sie berichten von Flucht und Rückkehr, von dem Streben nach Zugehörigkeit, von Schicksalsschlägen und Entscheidungen, die ihr Leben prägten. Ihr Wandern in der Nacht, das Ausharren und Fahren im Viehwaggon, das Reisen durch ein zerstörtes Europa, das Ankommen in Notunterkünften und der nicht immer freundliche Empfang in der alten neuen Heimat wurden zu einer Grenzerfahrung. Die Erzählungen fügen sich zu einem Zeugnis, das über die Zeit hinausweist.

ISBN 978-88-6839-891-0



9 788868 398910

athesia-tappeiner.com

30 € (I/D/A)

Suche